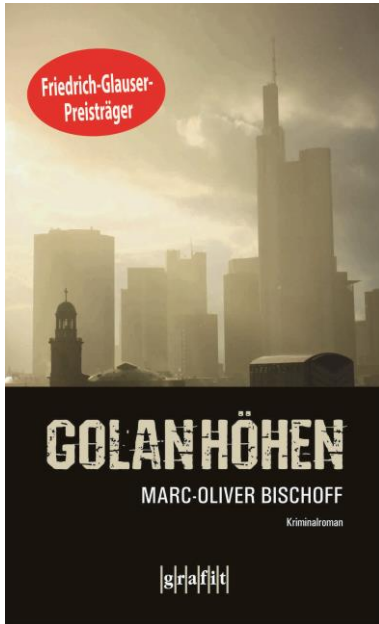


Leseprobe aus:

**Marc-Oliver Bischoff**  
**Golanhöhen**

Kriminalroman. Originalausgabe  
ISBN 978-3-89425-450-6  
Erscheint auch als E-Book



**Teil I**

**TOD**

Diesmal ist es Gideon, der mit Thea im Jetta seines Vaters sitzt.

Gideon, der den Blackout hat.

Gideon, der noch am Unfallort stirbt.

Sie waren im *Fun*, der einzigen Disco in Usingen, im Herzen des Industriegebiets. Thea ist ziemlich hinüber, sie hat ein paar Bacardi-Cola intus, man sieht es an ihren glühenden Wangen und am Glanz in ihren Augen. Gideon ist stocknüchtern – im Gegensatz zu Simon ist er vernünftig: Wenn er fahren muss, trinkt er keinen Tropfen.

Thea schlägt vor, zum Waldzeltplatz in Eschbach zu fahren.

»Da gibt es lauschige Ecken und einen Kondomautomaten«, sagt sie mit einem anzüglichen Grinsen. Die Usinger Honoratioren haben dessen Aufstellung vor ein paar Monaten zähneknirschend gebilligt, nachdem kurz hintereinander zwei Sechzehnjährige aus der Konrad-Lorenz-Schule schwanger geworden sind.

Thea kurbelt das Fenster herunter, obwohl ihr T-Shirt so nass geschwitzt ist, dass er ihre, sich unter dem Stoff abzeichnenden, Brustwarzen sieht. Sie wird eine Erkältung kriegen, denkt er. Und sie sollte sich anschnallen.

An ihrem Hals baumelt eine silberne Eule, der Anhänger, den sein Bruder ihr geschenkt hat. Sie ist ganz verrückt nach Eulen.

Thea lacht ihr heiseres Betrunkenenlachen. Dabei legt sie ihm die Hand auf den Oberschenkel und sieht ihn auf eine Art von der Seite an, dass sein Körper ganz leicht wird und er Mühe hat, sich auf die Straße zu konzentrieren.

Aus den Tiefen ihrer Handtasche angelt sie ein Fläschchen Baileys. Sie fordert ihn auf zu trinken, aber Gideon

schüttelt den Kopf. Thea leert die Flasche in einem Zug und wirft sie aus dem Fenster. Sie zündet sich eine Zigarette an. John Player Special aus einer schwarzen Packung. Gideon selbst raucht nicht, er kennt niemanden außer Thea, der diese Marke raucht, und er hat sie sagen hören, es gäbe sie nur an der Shell-Tankstelle in Bad Homburg. Aus den Lautsprechern dröhnt *Black Hole Sun* von Soundgarden, das letzte Lied auf dem Mixtape, das er ihr im kühlen Dunkel des Kellers zugesteckt hat; sie grölen den Text mit, während der Sommerwind ihre Haare zerzaust und den Schweißgeruch aus dem Wagen weht.

Ganz ohne Vorwarnung schlägt sie ihm mit derselben liebkosenden Hand ins Gesicht. »Sieh auf die Straße«, sagt sie, »sonst enden wir beide heute Nacht nicht *auf* dem Rasen, sondern darunter.«

Als ob sie die Zukunft sehen könnte. Ihr Atem riecht süß und alkoholisch; wenn sie sich nachher küssen, wird er den Baileys schmecken können. Gideon grinst blöde den Mittelstreifen an, der im Takt der Musik unter dem Wagenboden durchrast.

Der Blackout kommt ohne Vorankündigung – ganz unspektakulär in der lang gezogenen Rechtskurve einen halben Kilometer vor dem Ortsschild mit der Aufschrift *Usingen i. T. / Stadtteil Eschbach*. Es ist, als knipste jemand das Licht aus: alles verzehrende Dunkelheit, totale Stille, ein schwarzes Loch mitten im Taunus. Als er wieder zu sich kommt, rast im Lichtkegel die Borke eines Baumstammes mit über hundert Sachen auf sie zu. Thea kreischt, aber um die Katastrophe abzuwenden, ist es längst zu spät. Sie werden durchgeschüttelt, als würde ein Riese das Auto packen und wie ein Spielzeug durch die Luft schleudern. Ein ohrenbetäubender Knall, alles läuft in extremer Zeitlupe ab: Der Jetta bäumt sich hinten auf wie ein störrischer Gaul. Gideon hört das Aufheulen des Motors, er muss das Gaspedal bis zum An-

schlag durchgedrückt haben. Seine Hände umkrampfen mit weißen Knöcheln das Lenkrad. Sein Schlüsselbein wird mit einem Vielfachen seines Körpergewichts gegen den Gurt gepresst und knickt ein. Die auf ihren Körper wirkenden Kräfte heben Thea aus ihrem Sitz, torpedoartig schießt sie mit dem Kopf voran durch die Windschutzscheibe, die sich wie Klarsichtfolie nach außen wölbt. Das Glas platzt, die messerscharfen Kanten schälen Thea die Haut vom Gesicht. Gideon wird aus dem Sitz geschleudert. Das Armaturenbrett stoppt die Bewegung, mit einem grellen Schmerz brechen beide Beine an den Kniegelenken, die Lenksäule rast auf ihn zu und bohrt sich mit einem Knirschen in seinen Brustkorb. Etwas Warmes schießt durch die Speiseröhre nach oben und ergießt sich in seinen Mund. Sein Körper wird von einer Welle aus Schmerz und Adrenalin überschwemmt. Das Letzte, was er von Thea sieht, sind ihre Glitzerpumps, die durch die blutverschmierte Windschutzscheibe nach draußen verschwinden. Er will ihren Namen rufen, aber seine Stimme erstickt in einem Gurgeln.

Ich hätte sie heute Morgen nicht küssen sollen, ist sein letzter Gedanke.

Mit diesem Kuss habe ich das Schicksal herausgefordert.

Er hört ein Wimmern.

Jemand ruft seinen Namen.

Eine Frauenstimme, aber es ist nicht Theas.

»Gideon!«

10. März, 2:10 Uhr  
*Mauerweg, Frankfurt Nordend*

Er schnellte aus dem Bett hoch, schnappte nach Luft wie ein Ertrinkender, der in allerletzter Sekunde die Wasseroberfläche erreicht. Noras Hand lag auf seiner Schulter. Gideon keuchte, als wäre er drei Runden um den Block gerannt, sein Herz galoppierte in der Brust. Er fuhr sich durch die nassen Haare, der Pyjama war durchgeschwitzt.

Orientierungslos sah er sich im Zimmer um: das Nachtlicht, das matt schimmernde Zifferblatt des Weckers, fluoreszierende Sterne an der Zimmerdecke. Sein Mund war trocken, die Zunge fühlte sich an wie ein Stück Pappe; er schüttelte den Kopf, als könne er das Echo des Traums auf diese Weise vertreiben. Das Baby lag im Bettchen und wimmerte.

Gideon schlüpfte aus den Laken, nahm die winzige warme Hand seines Sohnes in seine und streichelte sie zärtlich mit dem Daumen. Das Wimmern des Babys verebbte, langsam ließ auch das Zittern in Gideons Händen nach. Er verließ das Schlafzimmer und schenkte sich in der Küche ein großes Glas Wasser ein. Nora kam ihm gähmend hinterher und schmiegte sich an ihn; er beugte sich hinunter und küsste sie aufs Haar.

»Wieder dieser scheußliche Albtraum?«

Er nickte stumm.

»Vielleicht solltest du doch mal mit einem Therapeuten reden.«

Natürlich wollte Nora vor allem, dass er mit *ibr* darüber sprach. Aber abgesehen davon, dass sie sich als Ehepaar zu

nahestanden, um seine Therapeutin zu spielen, kannte Nora nur einen Teil der Geschichte, nämlich denjenigen, den Gideon ihr erzählt hatte. Und er hatte gute Gründe, ihr – und dem Rest der Welt – einige pikante Details zu verschweigen.

Gideon hatte keine Verwendung für eine Therapeutin. Er brauchte eher so etwas wie eine Entfernen-Taste für diesen nächtlichen Film in seinem Kopf. Den Film, in dem es diesmal nicht Simon war, sondern er, der mit Thea im weißen Jetta seines Vaters saß.

Der den Blackout am Steuer hatte.

Der noch am Unfallort starb.

### 3

*13. März, 1:25 Uhr*

*Abfallumlageanlage der Frankfurter Entsorgungs-  
und Service GmbH, Uhlfelder Straße, Osthafen*

Julika Leszczyński war die Erste, die das tote Baby zu Gesicht bekam.

Leicht vornübergebeugt – und ihren Rückenschmerzen trotzend – behielt die einzige Frau unter sieben Männern das Förderband fest im Auge. Mit einer Geschwindigkeit von dreißig Zentimetern pro Sekunde transportierte es den Inhalt unzähliger Wertstofftonnen an ihr vorbei. Mit schlafwandlerischer Sicherheit fischte Julika Fremdstoffe zwischen den Joghurtbechern, Milchtüten und Aluminiumdeckeln heraus und ließ sie – sortiert nach Material und Qualität – in die Behälter fallen, die auf der gegenüberliegenden Seite bereitstanden. Gegen den Lärm in der fünf- undzwanzig Meter hohen Halle steckten gelbe Lärmschutzstöpsel in ihren Ohren, auf dem Kopf trug sie eine weiße

Schutzhaube. Den säuerlichen Geruch, der die Halle erfüllte, nahm sie gar nicht mehr wahr. Man stumpfte gegen alles ab, es war nur eine Frage der Zeit.

Die Müdigkeit steckte ihr in den Knochen. Seit sechs Jahren arbeitete sie Nachtschicht und jedes Jahr haftete ihr die Erschöpfung länger an.

Sie griff nach einem Frotteehandtuch. In den Stoff, in den eine dunkelbraune Flüssigkeit gesickert war, hatte der Eigentümer einen Gegenstand eingewickelt. Sobald Julika am Zipfel des Handtuchs zog, rollte der Gegenstand heraus und kullerte auf das Förderband. Sie blickte in ein Gesicht, kaum größer als eine Faust. Ein Auge war hell und leicht trübe, das andere geschlossen, als zwinkere ihr das kleine Gesicht zu, während es auf dem Förderband von ihr fortschaukelte. Sie beugte sich etwas weiter vor. Der Schmerz in ihrem Rücken loderte auf.

Offenbar eine Puppe. Puppen wurden von manchen Leuten in den Müll geworfen, Kinder nicht. Jedenfalls nicht in Frankfurt.

Doch aus dem Bauch des vermeintlichen Spielzeugs ragte ein Stück Nabelschnur mit Schlingen, Knoten und dunklen Adern, wie ein armlanges, halb transparentes Stück Gartenschlauch. Wo bei einer Puppe die nackte Oberfläche braunrosa glänzte, war diese hier beinahe rosig frisch und mit einer weißlich-gelben Kruste bedeckt, die an Zuckerglasur erinnerte. Drahtige schwarze Haare standen wirr vom Kopf ab. Zwischen den halb geöffneten Lippen ragte eine aufgequollene Zunge hervor.

In diesem Moment wurde Julika Leszczyński, die selbst vier Kinder zur Welt gebracht hatte, klar, dass tatsächlich jemand aus der reichen Stadt Frankfurt ein Baby in den Müll geworfen hatte.

»Julika?«

Jemand hatte ihren Namen gerufen. Wie in Trance blickte



sie auf, während das tote Baby hinter der Klappe des Windsichters verschwand. Arthur Marzewski sah sie halb erstaunt, halb verärgert an. Die Tragödie auf dem Förderband war ihm entgangen, nicht jedoch Julikas Innehalten. Immer mehr Joghurtbecher, Milchtüten und Aluminiumdeckel schaukelten unbeachtet an ihnen beiden vorbei. Der Anschiss des Betriebsleiters, der die Aktivitäten am Förderband auf dem Monitor in seinem Büro im Blick hatte, war nur noch eine Frage von Augenblicken.

Julika riss den Mund auf. Nichts – die Stimme versagte ihr den Dienst. Erst als Arthur sie anbrüllte, reagierte sie und schrie gellend auf.

Jemand drückte geistesgegenwärtig den Notknopf, der das Band abstellte. Schlagartig kam jede Bewegung in der Halle zum Stillstand.

Aber obwohl alle sie anstarrten, konnte Julika nicht aufhören zu schreien.

#### 4

### *13. März, 2:25 Uhr Mauerweg, Frankfurt Nordend*

Jan-Hendrik Richter brüllte gegen die unerträglichen Schmerzen in seinem Unterleib an.

Wie ein Fisch auf dem Trockenen wand er sich, riss Augen und Mund auf und stieß einen markerschütternden Schrei aus. Während diese Welle abflaute, schnappte er nach Luft. Er wusste, nach einer kurzen Ruhepause würde die nächste über ihn hinwegrollen. Jetzt, wo der Schmerz eine Weile in den Hintergrund trat, spürte er wieder, wie sich sein Magen verkrampfte. Dessen Inhalt bahnte sich den Weg nach oben und der säuerliche Geruch von Erbrochenem

füllte die Luft. Die Übelkeit flaute ab. Einen winzigen Moment lang war sein Leben im Gleichgewicht und er glitt in einen unruhigen Schlaf.

Seit dreiundzwanzig Uhr ging das so, lediglich unterbrochen durch die kurzen Phasen, in denen seine Mutter ihn stillte oder in denen er sich von der Anstrengung mit einem Nickerchen erholte.

Koliken, hatte der Kinderarzt sie zu beruhigen versucht. Sie fingen bei den meisten männlichen Säuglingen mit drei Monaten an. Einige Wochen später, wenn der Verdauungstrakt warmgelaufen wäre, würde es sich geben. Wie viele weitere Wochen der Schlaflosigkeit und Nervenzerreißproben Jan-Hendrik seinen Eltern bescheren würde, vermochte der Kinderarzt nicht zu sagen.

Gideon fielen die Augen zu. Bis vor ein paar Stunden hatte er nicht geglaubt, dass man, mit einem Säugling auf der feuchtkalten Schulter und auf einem Hüpfball wippend, einschlafen konnte, aber nun wünschte er sich verzweifelt, vor Erschöpfung nicht einfach herunterzufallen. Davon würden ihn jedoch die Kopfschmerzen abhalten, die ihn seit einer Stunde quälten.

Gleichzeitig kämpfte er gegen seine rabenschwarzen Empfindungen, die wie ein Feuer im Windstoß aufflackerten, wenn sich Jan-Hendriks Geschrei während eines weiteren Krampfanfalls hochschaukelte. Und gegen das schlechte Gewissen, weil er wütend auf seinen Sohn war, obwohl dieser erst viereinhalb Monate alt und völlig schuldlos an der Situation war; mit seinem stundenlangen, sich über Wochen hinziehenden Geschrei hatte er Gideon so mürbe gemacht, dass er nahe daran war, die Nerven zu verlieren. Aber was würde Nora sagen, wenn sie ins Wohnzimmer käme und sähe, wie Gideon, ein mit allen Wassern gewaschener Polizist, vor seinem Söhnchen kapitulierte? Nora war selbst so manche Nacht einem Zusammenbruch nahe. Gideon konnte

es sich nicht leisten, schwach zu sein, das war er Nora und sich selbst schuldig.

Seine Frau lag im Schlafzimmer nebenan und schnarchte. Sie hatte die erste Schicht übernommen, von elf bis zwei Uhr nachts. Gideon hatte darauf bestanden, sie abzulösen. Er wollte keiner von diesen typischen Wochenendvätern sein. Zur Besorgnis bestand eigentlich kein Anlass, da er in seiner Funktion als Leiter der fünften Mordkommission im Frankfurter Polizeipräsidium ohnehin fast jedes Wochenende Dienst hatte. Ihr dankbarer Blick, als er Jan-Hendrik um zwei Uhr nachts aus ihren Armen pflückte, bestätigte ihm, dass er das Richtige tat. Vielleicht konnte er sich noch eine Mütze Schlaf gönnen, sobald Nora das Baby um fünf wieder übernahm.

Jan-Hendrik regte sich wieder. Er zog die Beinchen an, seine winzigen Finger quetschten die Haut auf Gideons Schultern mit erstaunlicher Kraft zusammen, der Schmerz fuhr ihm bis in den Nacken. Gideon tätschelte dem Kind den Rücken, er ritt auf dem Hüpfball, erst sanft, dann heftiger, als wollte er ein wild gewordenes Pony zähmen; irgendwann würden sie beide in hohem Bogen von diesem Scheißball fliegen, durch das offene Fenster auf die Straße hinab. Das Schaukeln, das sonst wenigstens zeitweilig eine beruhigende Wirkung hatte, half diesmal kein bisschen. Gideon lief durch das Wohnzimmer, hin und zurück, ein Kampf gegen Windmühlenflügel. Das Kind brüllte.

Gideon klopfte fester auf Jan-Hendriks Rücken. Keinerlei Wirkung. Vielleicht brauchte das Kind etwas zum Saugen? In der Küche gab es eine Plastikschale, in der Nora die frisch ausgekochten Schnuller aufbewahrte.

Gideon ging den Flur entlang, betrat die kleine Küche, schaltete das Licht ein. Er legte sich den Säugling im Arm zurecht und fing an, Küchenutensilien zur Seite zu schieben, um an die Schüssel mit den Schnullern heranzukommen. In

diesem Moment schaffte das Baby es irgendwie, sich mit einer Drehbewegung aus seinem Griff zu befreien. Es kippte über den Unterarm nach außen. Blitzschnell riss Gideon den rechten Arm herum und packte den fallenden Körper unter dem Bauch, dabei fielen die Gegenstände auf der Arbeitsplatte mit höllischem Poltern zu Boden. Teller mit Essensresten zerschellten, Geschirr schepperte metallisch, ein Topfdeckel kreiste über den Boden und kam mit einem letzten Vibrieren zum Stillstand. Die frisch desinfizierten Schnuller rollten unter den Esstisch und wälzten sich in Staubmäusen und Brotkrümeln.

Kopfüber und mucksmäuschenstill hing Jan-Hendrik im Griff seines Vaters. Gideon hielt ihn dicht vor sein Gesicht. Eine Welle von Gefühlen rollte gleichzeitig über ihn hinweg: Angst, Erleichterung, Wut. Hatte das Kind sich verletzt? Wenn es auf den Boden gefallen wäre – mit dem Kopf voran – nicht auszudenken!

Sein Sohn verzog das Gesicht und riss den Mund auf, im Begriff, eine neue Schreiattacke zu beginnen.

»Janni, bitte! Gib mir doch wenigstens zehn Minuten, um das Chaos hier aufzuräumen!«

Gebrüll.

»Janni! Halt bitte endlich den Mund!«

Etwas, von dem Gideon nicht wusste, dass es in ihm schlummerte, strebte aus seinem tiefsten Inneren an die Oberfläche. Das Bild seines Sohnes wurde undeutlich, als wäre in der Küche schlagartig dichter Nebel aufgezogen.

Das Nächste, was Gideon bewusst wahrnahm, war Jan-Hendrik auf einem gestreiften Frotteehandtuch am Boden. Hatte er das Kind dorthin gelegt? War es gefallen? Woher kam das Handtuch?

Gideon ging auf die Knie. In den Augen seines Sohnes lag pure Überraschung. Seine kleinen Finger griffen nach Gideons Gesicht.

Ihm liefen eiskalte Schauer über den Rücken. Er war sein Vater, seine Aufgabe war es, ihn zu beschützen.

Nora tauchte mit fragender Miene in der Küchentür auf. »Ich hab dich schreien hören. Was ist denn passiert?«

Gideons Gedanken rasten, er konnte sich nicht entscheiden, ob er ihr den Vorfall beichten, ob er sie damit beunruhigen sollte.

Jan-Hendrik wimmerte leise.

»Gideon?«

Er drückte ihr das Kind in die Arme, schob ein paar Scherben mit dem Fuß beiseite und ließ sich auf einen Küchensstuhl sinken. »Ich hab die Kontrolle verloren, Nora, es tut mir leid«, flüsterte er.

Sie musterte ihn unerträglich lange, dann zog sie sich ebenfalls einen Stuhl heran und nahm ihm gegenüber Platz. Sie unterzog das Baby einer oberflächlichen Begutachtung, dann knöpfte sie das Schlafanzugoberteil auf und gab Jan-Hendrik die Brust. Innerhalb einer Sekunde erfüllten wohlige Sauggeräusche den Raum. An Jan-Hendriks Handgelenk baumelte ein silbernes Kettchen mit einem Ankerherz-Anhänger.

Nora schloss die Augen. »Was meinst du denn?« Sie war noch gar nicht richtig wach, wie es schien.

»Vielleicht habe ich ihn fallen lassen. Ich kann mich nicht erinnern. Es ist, als hätte ich das Ganze ausgeblendet.«

»Gib mir mal die kleine Taschenlampe aus der Schublade.«

Gideon langte hinter sich und reichte sie ihr. Er bewunderte ihre Gelassenheit in Anbetracht der Umstände, auch wenn ihm das leichte Zittern in ihrer Stimme nicht entgangen war.

Nora leuchtete mit der Lampe in Jan-Hendriks Augen. »Die Pupillen sehen normal aus. Ich beobachte ihn eine Weile. Jetzt kann ich sowieso nicht mehr schlafen. Mittags bin ich mit ihm beim Kinderarzt, der soll ihn mal ansehen.«

»Ich weiß nicht, was mit mir los ist, Nora. Ich dachte immer, mich kann nichts erschüttern.«

»So ein Kind bringt einen an seine Grenzen. Manchmal ist es einfach zu viel.«

Und manchmal gibt es Leute, die einen unentdeckten Gehirntumor haben, ausflippen und ihr Baby umbringen, schoss es Gideon durch den Kopf. Aber natürlich war das Unsinn. Er war übermüdet, er war überarbeitet. Irgendwann machte der Körper nicht mehr mit und schaltete ab. Alles andere war reine Panikmache.

Gideon ließ den Blick über Nora und ihren Sohn gleiten und war hingerissen von der unverdienten Ruhe und Schönheit des Bildes, das sich ihm bot – inmitten von Scherben und Verwüstung.

Nora öffnete die Augen. »Ich weiß, wie schwer es einem fällt, so etwas zuzugeben. Danke, dass du es mir gesagt hast. Warum gehst du nicht eine Runde um den Block? Das Wasserhäuschen an der Berger ist bestimmt die ganze Nacht offen. Ich glaube, ein bisschen Abstand täte dir gut.«

Nora schien seine Gedanken lesen zu können, lange bevor sie in seinen Gehirnwindungen entstanden. »Bist du sicher?«

»Geh los, bevor ich es mir anders überlege.«

Gideon küsste Nora. Sie schmeckte nach Schlaf; ihre Lippen waren spröde und gerade als sein Zunge anfang, sich so richtig wohlzufühlen, erinnerte ein schmerzhafter Tritt von Jan-Hendriks Fuß gegen seinen Oberschenkel ihn daran, wer in dieser kleinen Familie das Sagen hatte.

13. März, 3:50 Uhr  
*Berger Straße, Frankfurt Nordend*

Das Wasserhäuschen an der Berger Straße, in direkter Nachbarschaft zum *Ypsilon-Buchladen & Café*, war eine Institution. Die Betreiber, ein schwules Pärchen, sahen aus, als hätte man sie erst vor Kurzem aus dem lokalen *Hells Angels Chapter* geworfen. Beide wurden Theo genannt, sie wohnten direkt über dem kleinen Kiosk, den sie vor eineinhalb Jahren von der alteingesessenen Inhaberin übernommen hatten. Weil sie selbst Nachteulen waren, nahmen sie es mit den Auflagen der Stadt hinsichtlich der Öffnungszeiten nicht so genau. So bekam man nach einem Klopfen an die Butzenfenster zu beinahe jeder Tages- und Nachtzeit etwas zu trinken, ein paar heiße Frankfurter oder hausgemachte heiße Buletten mit Senf – die besten im Nordend.

Draußen war es bitterkalt, weit unter dem Gefrierpunkt, trotzdem hielt sich vor der Scheibe ein kleines Grüppchen dick verummter Kunden auf, die dampfenden Becher von Handschuhen umschlossen. Es wurde gelacht. Als Gideon eintraf, nickte man sich zur Begrüßung zu. Er studierte das von Hand beschriftete Holzschild am Fenster, das heißen Glühwein, 0,3 l für 1,30 €, anpries. Auf dem Tresen lag ein Stapel *die taz* und eine laminierte Preisliste; in einer Halterung an der Wand steckten ein Dutzend Underberg-Fläschchen.

Das Fensterchen wurde nach oben geschoben. Der Geruch von Bratfett und Weihnachtsgewürzen waberte nach draußen. »Was darf's denn sein, Herr Kommissar?« Theo rückte die Pudelmütze zurecht, die seine Glatze vor der

Kälte schützte, und wischte sich das Kondenswasser vom Schnauzer.

Gideon bestellte Tee und wenige Augenblicke später stand ein geblümter Pott mit einer dampfenden bernsteinfarbenen Flüssigkeit vor ihm.

»Die Polizei schläft wohl nie in dieser Stadt«, witzelte Theo.

»Das Verbrechen auch nicht, Theo«, konterte Gideon, gesellte sich zu der Gruppe und prostete den anderen Männern zu. Offensichtlich saß ihm der Schreck noch gehörig in den Knochen. Seine Hand zitterte so stark, dass er eine ganze Weile warten musste, bis er den ersten Schluck nehmen konnte.

Der heiße Tee tat gut und vertrieb die Anspannung, die er von zu Hause mitgebracht hatte.

»Wie alt?«, wollte einer der Männer wissen, ein Schwarzer mit Drahtbrille und Rastalocken unter einer riesigen selbst gestrickten Wollmütze.

»Vierunddreißig«, antwortete Gideon mit hochgezogener Augenbraue.

Der andere lachte. »Ich meine dein Kind, wie alt ist es?«

»Viereinhalb Monate«, sagte Gideon völlig überrumpelt.

»Da sind die Koliken am schlimmsten.«

Gideon sah den Mann überrascht an. Die anderen im Kreis stellten sich vor – nicht etwa mit ihren Namen, sondern mit dem ihrer Kinder sowie deren Alter: Liam – drei Monate, Joshua – ein halbes Jahr, Filip – »mit F, einem L und einem P« – zehn Monate. Handys wurden herumgereicht, Bilder gezeigt. Es stellte sich heraus, dass alle vor ihren Frauen und den schreienden Sprösslingen geflüchtet waren. Und sich hier seit Wochen regelmäßig nachts trafen. Eine Art Trinkhallen-Selbsthilfegruppe für übernachtigte Väter. Gideon fragte sich, was die Partnerinnen wohl von diesen Zusammenkünften halten würden, wenn sie davon



Wind bekämen. Als er offen zugab, seine Frau habe ihn hergeschickt, wurde ihm die Bewunderung der Versammelten zuteil.

Gerade als er die Tasse geleert hatte, klingelte sein Handy. Er musste nicht aufs Display schauen, um zu wissen, wer dran war. Nur der Kriminaldauerdienst besaß die Unverfrorenheit, ihn zu dieser Uhrzeit anzurufen.

»Kollege Richter?«

Die rauchige Stimme von Jasmin Rückert – die Neue aus dem K 40 / Staatsschutz. Sie verdiente sich im KDD die Sporen.

»Sorry, dass ich Sie aus dem Bett klinge, aber Ihre Anwesenheit ist erforderlich.«

»Was ist denn passiert?«

»Wir haben einen Leichenfund in der Recyclinganlage der FES im Osthafen.« Im Hintergrund Geräusche wie aus einem Callcenter.

»Männlich, weiblich, jung, alt?«

Rückert zögerte. »Ich denke, Sie sollten gleich hinfahren und es sich selbst ansehen.«

Ihre Geheimnistuerei irritierte Gideon. Normalerweise bekam man vom KDD auf eine sachliche Frage eine sachliche Antwort. »Ist das etwa ein Staatsgeheimnis?«

»Es – handelt sich um ein Baby, männlich. Sie haben in einem Müllsack einen toten Säugling gefunden.«

Gideon erstarrte. Rückert wusste, dass er erst vor Kurzem Vater geworden war, auf der Glückwunschkarte hatte sich auch ihre Unterschrift befunden. Und Verbrechen an Kindern verschlugen selbst den Polizisten der Frankfurter Kripo, wo man sich für besonders abgebrüht hielt, zuweilen die Sprache.

Gideon liebte sich einen Kugelschreiber, um die Adresse zu notieren. Der Osthafen war keine Gegend, in der er sich besonders gut auskannte, schon gar nicht, seit man im Rah-

men des EZB-Neubaus das gesamte Viertel einer gewaltigen Umgestaltung unterzogen hatte.

»Kollege Kühnast ist informiert?«

»Der kommt als Nächster dran, Sie waren der Erste auf meiner Liste. Den Rest der Crew schicke ich auch gleich los.«

»Vergessen Sie Keitel nicht, es ist hilfreich, wenn einer von der Staatsanwaltschaft direkt vor Ort ist. Ich bin gleich da.«

»Grüße an Ihre Frau.«

Gideon bedankte sich artig.

Vor dem Wasserhäuschen war es totenstill. Alle Augen waren auf ihn gerichtet.

»Morgen steht's in der Zeitung«, sagte Gideon lakonisch, nahm einen letzten Schluck Tee und trabte los, in Richtung Mauerweg. Mit der Bewegung und der in seine Lungen strömenden kalten Luft schien auch der letzte Rest Anspannung von ihm abzufallen. Wenn er ehrlich war, empfand er Erleichterung, dass er nicht mehr zurück nach Hause musste. Dass sein Job es ihm erlaubte, dem Gefühl des Ausgeliefertseins im Leben eines frischgebackenen Familienvaters wenigstens für ein paar Stunden zu entrinnen.

Die Scheiben des Zafira waren mit einer dicken Eisschicht überzogen. Der Winter hatte dieses Jahr beschlossen, spät zu kommen und dafür etwas länger als erwartet zu bleiben. Und wenn man den Aussagen der Meteorologen Glauben schenken durfte, würde das Wetter noch eine Weile so bleiben. Fluchend – weil er die Handschuhe am Wasserhäuschen vergessen hatte und der Eiskratzer unauffindbar war – schabte Gideon das Eis mit der Kundenkarte eines Baby-Großmarktes aus seinem Portemonnaie von der Windschutzscheibe.

13. März, 4:20 Uhr  
*Frankfurt Osthafen*

Der Silo zur Lagerung von Baustoffen ragte wie eine startbereite Rakete linker Hand in den Nachthimmel auf. Am rechten Seitenfenster des Zafira rauschte das Schild der Kneipe *Zur Insel* vorbei. Tagsüber vertilgten Lkw-Fahrer dort an Resopaltischen Schnitzelbrötchen, während sie sich an der Glut des Kanonenofens in der Mitte des Raums wärmten; jetzt lag der Laden wie ausgestorben da.

Der Hessische Rundfunk berichtete über den schweren Unfall am Wochenende, bei dem ein Reisebus voller Ausflügler die Mittelplanke der A 6 durchbrochen hatte und mit einem entgegenkommenden Lkw zusammengestoßen war. Der Transporter hatte irgendeine leicht brennbare Flüssigkeit geladen, beide Fahrzeuge waren bis auf das Gerippe ausgebrannt, über vierzig Tote hatte die Feuerwehr aus den Wracks gezogen – die meisten davon bis zur Unkenntlichkeit verkohlt.

Während er der getragenen Stimme des Moderators lauschte, sah Gideon die Straße vor sich, gesäumt von Industriehallen, hinter deren meterhohen Toren sich riesige Schrottberge türmten. In einem Moment war er ganz bei sich, im nächsten hatte er die Orientierung verloren. Er fuhr den Wagen rechts ran und stieg bei laufendem Motor aus. Das durfte er keinem erzählen: Er hatte sich im Osthafen verfahren! Er drehte sich einmal um die eigene Achse, konnte aber keinen hilfreichen Orientierungspunkt finden. Frustriert hieb er mit der Faust auf das Dach des Zafira. Das eiskalte Metall brannte auf der Haut. Sein Handy klingelte.

»Wo steckst du?«, fragte Kühnast.

»Keine Ahnung, Günther, irgendwo im Hafen. Das ... Navi hat mich falsch geleitet.«

Kühnast ließ sich mit seiner Antwort Zeit, vermutlich versuchte er zu verstehen, wieso Gideon Richter sich in Frankfurt auf ein Navigationssystem verlassen musste. »Ich hab deinen Wagen an der Schmickstraße in die falsche Richtung abbiegen sehen. Dreh einfach um, nach der Querstraße fünfzig Meter geradeaus, dann kommt linker Hand die Einfahrt zur FES.«

Wenige Augenblicke später passierte Gideon das Einfahrtstor der Abfallsortieranlage. Auf dem Streifenwagen der Kollegen vom fünften Revier, die als Erste zum Fundort der Leiche geholt worden waren, rotierte stumm ein Blaulicht, das Rolltor der dahinter befindlichen Halle war hochgefahren, damit der Sprinter des Rechtsmedizinischen Instituts hineinfahren konnte.

Gideon fühlte sich beobachtet: Der stilisierte Goethekopf des Universitätslogos an der Seitenwand des Transporters schien ihn unentwegt im Blick zu behalten. Als habe er Gideon durchschaut.

An der Hallenmauer parkte der rostige Passat seines Kollegen von der MK 5, Günther Kühnast. Während Gideon über den Vorplatz rollte, leuchteten hinter ihm Scheinwerfer auf, aus der gleichen Richtung kündigte das satte Röhren von vierhundertfünfzig Pferdestärken das Eintreffen von Dr. Gaetano Chiazza an. Der Leiter des Rechtsmedizinischen Instituts fuhr mit seinem Alfa Romeo 8C Spider auf den Hof – mit offenem Verdeck und einer Fellmütze auf dem Kopf.

Gideon stellte den Wagen ab und stieg aus. Chiazza, der mit seinen schulterlangen Haaren, dem dunklen Teint und den teuren Schuhen wie der italienische Schnulzensänger Albano Power aussah, eilte mit dynamischen Schritten auf

die Halle zu – an ihm vorbei. Wenn Gideon richtig gesehen hatte, waren seine Wimpern und Augenbrauen mit Eiskristallen überzogen.

In der Halle herrschte Fassungslosigkeit aufseiten der Angestellten und Geschäftigkeit bei den Polizeikollegen. Von Deissen aus der Tatortgruppe im K 33 waren nur die Beine in einem weißen Schutzoverall zu sehen, die obere Hälfte steckte im Windsichter. Dabei handelte es sich, wie Gideon von einem Mitarbeiter erklärt wurde, um eine Vorrichtung zur Abscheidung leichter Abfälle, dem Förderband direkt nachgelagert, auf dem Julika Leszczyński den Babyleichnam entdeckt hatte.

Aus den Schleifspuren im Staub am Boden schlussfolgerte Gideon, dass jemand einen Bürostuhl an die Hallenwand gerückt hatte, der in dieser mit groben Maschinen überfrachteten Halle seltsam deplatziert wirkte. Darauf Platz genommen hatte eine robuste Mittfünfzigerin. Ihr Damenbart kam unter der weißen Schutzhaube besonders gut zur Geltung. Mit zitternden Fingern sog sie an einer Zigarette, als stünde ihre Exekution bevor. Ein etwa gleich alter Mann mit Schnauzer tätschelte ihre Schulter, während er an einem Plastikbecher mit Kaffee nippte.

Jemand hob die Klappe des Windsichters an, sodass sich Deissen rückwärts hinausschieben konnte. Er kletterte über die auf dem Band liegenden Verpackungen und landete direkt vor Gideons Füßen. Deissen umwehte der säuerliche Geruch von Abfall. An seinem Ärmel klebte der Deckel eines Joghurtbechers, den Gideon abzupfte und aufs Förderband zurücklegte.

»Ich komm nicht ran. Ich kann den Körper sehen, aber die müssen die Maschine komplett auseinandernehmen, um den Leichnam einigermaßen unversehrt zu bergen.«

»Wisst ihr schon irgendwas? Woher das Kind kommt, zum Beispiel?«

»Der Betriebsleiter steht dort drüben. Der kann dir diese Frage sicher beantworten.«

»Auf welche Fragen kannst du mir denn im Moment schon eine Antwort geben?«, wollte Gideon wissen.

»Es handelt sich um einen männlichen Säugling, höchstens ein paar Tage alt, ziemlich intakt, ein paar kleinere Abschürfungen, aber sonst ist alles dran.« Deissen hielt Gideon sein Handy hin, mit dem er eine provisorische Aufnahme gemacht hatte. Gideons Herz drohte bei dem Anblick stillzustehen.

»Na ja, ich denke, einen Suizid können wir ausschließen.«

»Sehr witzig«, murmelte Gideon.

»Es gibt Fingerabdrücke. Ob die in der Kartei sind, wird sich zeigen. Wir werden alle Säcke der Fuhre einsammeln, soweit möglich. Mit ein bisschen Glück können wir denjenigen identifizieren, in dem der Leichnam transportiert wurde.«

»Meinst du, das Kind hat ... noch gelebt, als es in den Sack gesteckt wurde?«

»Ich hoffe nicht«, raunte Deissen. »Ich kriege auch so schon Alpträume von dem Anblick.«

Der Betriebsleiter entpuppte sich als ein hagerer Mann mit gleichgültigem Blick, der alle paar Minuten auf die Uhr sah.

»Der Müllsack, in dem das Baby angeliefert wurde – können Sie sagen, woher der stammt?«

»Das war die Montagsfuhre. Bonames, Nieder-Eschbach, Nieder-Erlenbach, Harheim, Kalbach, Niederursel, Berkersheim, Frankfurter Berg.«

»Genauer kann man das nicht eingrenzen?«

»Leider nein«, bedauerte der Betriebsleiter.

»Kann man davon ausgehen, dass sich die Sachen, die gemeinsam auf dem Band liegen, im selben Sack befanden?«

»Mit gewissen Varianzen ja. Die Materialien werden aber von Frau Leszczyński und ihren Kollegen durchgesehen, da fehlt schon einiges, wenn es im Windsichter ankommt.«

Der Mann prüfte die Uhrzeit. »Wie lange werden Sie denn ungefähr brauchen?« Seine Stimme klang flehentlich.

Gideon hätte es kommen sehen müssen: Er würde genauso reagieren wie des Öfteren in den letzten Wochen. Vermutlich eine Folge des konstanten Schlafmangels, denn noch vor ein paar Monaten hätte ihn eine solche Situation kaum auf die Palme gebracht. Er spürte einen heiligen Zorn aufsteigen auf diesen Anzug tragenden Trottel, der in seinem Leben ganz offensichtlich den Blick auf die Prioritäten verloren hatte. Der sich weigerte zu verstehen, dass hier eine Mutter ihr Baby getötet und wie den letzten Dreck in den Müll geworfen hatte. Die ihm die Chance genommen hatte, aufzuwachsen, zur Schule zu gehen, Freunde zu gewinnen. Und dass die Aufklärung eines solchen Verbrechens wichtiger war als die Frage, ob sein Scheißförderband eine halbe Stunde früher oder später wieder anlief.

»Das kann schon eine ganze Weile dauern«, erwiderte Gideon mit einem kalten Lächeln.

Schon wieder sah der Kerl auf die Uhr und seufzte demonstrativ: »Wissen Sie, wie viel jede Minute kostet, in der diese Anlage stillsteht?«

Gideon zuckte mit den Schultern.

»Mehr als Sie im Monat verdienen.«

»Haben Sie Kinder?«

»Ich?« Der Betriebsleiter sah ihn verwirrt an.

Gideon sah demonstrativ nach links und rechts. »Ist hier sonst noch jemand?«

»Eine Tochter – Laura – und einen Sohn – Julius.«

»Nehmen wir mal an, Ihre Tochter Laura – wie alt ist die?«

»Vierzehn«, antwortete der Betriebsleiter zögernd.

»Also angenommen, Ihre Tochter würde von einem Sexualstraftäter entführt, vergewaltigt und getötet und die Leiche dann im Müll entsorgt.«

»Was?«

»Und wir würden hier die Einzelteile finden: Torso, Arme, Beine, Lauras abgetrennten Kopf« – an dieser Stelle baute Gideon eine Kunstpause ein – »dann würden Sie doch sicher auch Wert drauf legen, dass wir alle verfügbaren Spuren gründlich auswerten. Dass wir keine Rücksicht auf ökonomische Sachzwänge nehmen. Oder?«

»Ich ... äh ...«

»Lassen Sie uns unseren Job machen. Die Frankfurter Entsorgungsbetriebe werden schon nicht gleich Konkurs anmelden müssen.«

Der Betriebsleiter setzte zu einer erneuten Prüfung seiner Uhr an.

Gideon packte ihn am Handgelenk und drückte zu. »Wenn Sie noch einmal in meiner Anwesenheit auf die Uhr sehen, dann Sorge ich dafür, dass Ihre Scheißanlage die nächsten drei Tage stillsteht. Haben wir uns verstanden?«

»Lassen Sie meine Hand los«, forderte der Betriebsleiter mit gepresster Stimme.

»Ob wir uns verstanden haben?«

Der Betriebsleiter holte Luft und nickte. Sobald Gideon sein Handgelenk freigegeben hatte, stapfte er wütend davon.

Gideon holte sein Handy aus der Tasche und verfasste eine SMS an seine Frau. Sie sollte aus der Tatsache, dass er nach dem Besuch des Wasserhäuschens nicht mehr nach Hause zurückgekehrt war, nicht die falschen Schlüsse ziehen.